

Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

POLITIK

Die Landkarte der Träumer

Nichts geht voran im Nahen Osten, die Zweistaatenlösung scheint ferner denn je. Nur in Dschenin, einst Zentrum der Intifada, geschieht das Unvorstellbare: eine Annäherung von Palästinensern und Israelis

Josef Joffe

Dschenin

Die Zukunft - oder die Illusion? - sitzt zu dritt am Tisch: ein Palästinenser, ein arabischer Israeli und ein jüdischer. Mussa (»Moses«) Kadura ist der Gouverneur von Dschenin; Eid Salim, eine wuchtige Gestalt mit vorwärtsdrängendem Bauch, ist der Landrat des Gilboa-Bezirks auf der israelischen Seite; Eres Stein ist sein Projektmanager. Sie beugen sich über Landkarten, die an »1001 Nacht« erinnern.

Der Gouverneur zeigt auf den Grenzübergang zwischen Gilboa und Dschenin. »An diesem strategischen Punkt sitzen wir. Von der geplanten Industriezone geht die Straße nach Westen, nach Haifa, dann geht es per Schiff weiter nach Marseille. Östlich führt sie nach Jordanien und bis nach Bagdad.« Mussa Kadura sagt's auf Arabisch. Salim übersetzt es für Stein ins Hebräische und der für den Besucher ins Englische. Die Sprachkoexistenz funktioniert glänzend, wenn auch nicht grammatisch perfekt.

Warum klingt das wie ein Märchen? Weil Dschenin mit seinen 40000 Einwohnern bis 2002 die Terrorzentrale Palästinas war. Ein Viertel aller Selbstmordbomber während der Intifada, die 2000 begann, ist aus Dschenin gekommen. Vorbei. »Im vergangenen Jahr«, meldet Oberst Radi Asedeh, der Kommandant der palästinensischen Sicherheitskräfte, »wurde kein einziger Schuss aus

Dschenin abgefeuert.«

Das ist kein Märchen, obwohl in dieser Gegend seit siebzig Jahren noch jeder Friedensplan zerfetzt worden ist, vom Peel-Plan 1937, der einen winzigen jüdischen Staat vorsah und von den Arabern verworfen wurde, bis Camp David 2000, wo Jassir Arafat absprang, weil er wähnte, mit Terror und Gewalt besser zu fahren. Madrid, Oslo, Camp David, Wye, Annapolis - sie alle wurden hier zur Makulatur.

Der Gouverneur hat zwölf Jahre in israelischen Gefängnissen verbracht

Zwar glaubt Barack Obama ganz fest an eine Zweistaatenlösung, doch die wird in seiner Amtszeit nicht zu haben sein. Hamas will nicht, Fatah kann nicht, und Israel fürchtet sich nach dem Abzug aus dem Libanon und dem Gaza-Streifen vor einem weiteren »Land gegen Krieg«-Debakel. Überdies überlebt Palästinenserpräsident Machmud Abbas im latenten Bürgerkrieg mit Hamas nur dank der israelischen Armee. Zahal, so deren hebräische Bezeichnung, Fatahs bester Freund und Helfer.

Wenn es Hoffnung gibt, dann nur in Dschenin: der kleine Frieden als Labor für den großen, symbolisiert durch eine Figur wie Kadura. Der Gouverneur hat zwölf Jahre in israelischen Gefängnissen verbracht, sein Haus ist gleich zweimal von der Armee in die Luft gesprengt worden. In seinem Büro

hängt noch immer eine Karte, die »Palästina« ohne eine Spur von Israel zeigt. Doch den Israeli Eres Stein stört es nicht: »Das muss er so machen, aber das ist okay.« Alle drei träumen nicht von der Roadmap, die im Prinzip schon 2005 zur Schaffung zweier Staaten hätte führen sollen, sondern von der Marseille-Gilboa-Bagdad-Straße.

Ihre Karte trägt den Namen Pilotprojekt Dschenin. Israel hat es vor einem Jahr aufgelegt - nicht aus reiner Menschenliebe, sondern um seinen Schützling Abbas gegen Hamas zu stärken. Inzwischen mischen all die üblichen Verdächtigen mit. Condoleezza Rice kam im November nach Dschenin, wo im April 2002 eine blutige Schlacht zwischen den Israelis und Dschihadis die Region erschütterte. Der US-General Keith Dayton bildet nebenan, in Jordanien, die National Security Force der Palästinenser aus, eine Art Gendarmerie. Die EU trainiert die Palästinenserpolizei. Und das »Nahost-Quartett« (EU, USA, Russland, UN) unter Führung des früheren britischen Premiers Tony Blair kümmert sich um die Wirtschaftsentwicklung.

Erster Erfolg: Die Armee ist aus Dschenin verschwunden, die einstigen Herrscher der Straße, die Bewaffneten von Hamas und Islamischem Dschihad, lassen sich nicht blicken. Das Gewaltmonopol liegt in den Händen von Gouverneur Kadura und Oberst Asedeh. »Es gibt nur die Waffen und die

Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Herrschaft der Palästinenserbehörde«, beteuert Kadura. Die Stadt zeigt die typischen Symbole der Prosperität: lauter neue Gebäude - darunter ein neues Gericht nebst Gefängnis. »Dschenin war einst die >heißeste< Stadt des Westjordanlands«, sagt Kadura, »jetzt ist sie die ruhigste.«

Generalmajor Gadi Shammi, der Chef der Streitkräfte Mitte, sitzt auf einer Anhöhe am Rande von Jerusalem. Ihm obliegt das gesamte Westjordanland, wo auch ein ähnliches Projekt in Hebron angelaufen ist. Der Mann ist kein Träumer wie das Trio von Dschenin, aber er gehört zu jener neuen Generation von Offizieren, wie sie in Amerika aus dem Irakkrieg, in Israel aus der Intifada hervorgegangen sind. Diese Fünfzigjährigen denken wie Sozialingenieure, obwohl ihr Handwerk das Töten ist. Moderne Krieger wie Shammi (und Petraeus in Afghanistan) wissen, dass Clausewitz nur noch zur Hälfte gilt. Es reicht nicht mehr, den Willen des Feindes zu brechen; genauso wichtig ist der Soldat als Verwalter, Schlichter und Versorger.

»Von 2000 bis 2006 habe ich gegen den Terror gekämpft«, berichtet der General, »da hatten wir keine Zeit, über Politik nachzudenken. 2006 aber verlor Fatah die Wahlen, und Hamas war plötzlich die Nummer eins. Wir mussten Fatah stärken, obwohl sie die Korruption im Quadrat war. Wir mussten ein Vertrauensverhältnis herstellen.« Shammi spricht mit höchstem Respekt von Palästinenserpremier Salam Fayad, den Ha'aretz »jedermanns Lieblingspalästinenser« nennt. »Der Mann meint es ehrlich und ernst«, betont Shammi. Der Kern der Lösung sei simpel: »Je mehr Fatah tut, desto weniger müssen wir für Sicherheit sorgen.«

Funktioniert's denn? »Anfänglich haben unsere Offiziere die neue Welt gar nicht kapiert«, berichtet der General. »Die hatten noch ein paar Wochen zuvor gegen Fatah gekämpft. Die Koordinierung klappte nicht. Im August meinte selbst General Dayton (der US-Ausbilder), dass seine Mission gescheitert sei.« Wie wurde sie gerettet? Shammi: »Wir haben rasch eine Hotline eingerichtet. Aber dann haben wir begriffen, dass ein Paradigmenwechsel gefordert war. Wir mussten die Palästinenser in eine Situation versetzen, in der sie etwas zu verlieren hatten.«

»Jede Woche fangen wir einen oder zwei Selbstmordbomber ab«

Ein »Paradigmenwechsel« ist es noch lange nicht, eher etwas mehr Zucker aufs Brot. Tausend israelische Araber dürfen den Gilboa-Übergang nach Dschenin nutzen - aber nur zu Fuß. 3000 Palästinenser durften zur Olivenernte nach Israel. 5000 Übernachtaufenthalte für andere Arbeiter. Eine Million Patronen für die Sicherheitskräfte. 900 Gewehre. 325 Fahrzeuge. 25 Panzerfahrzeuge. Ein psychologischer Paradigmenwechsel aber hätte sich sehr wohl angebahnt, beteuert General Shammi, der Herr über das Westjordanland: »Wir wollen sie nicht mehr gegen uns aufbringen. Wenn wir Gutes tun, sollen die Abbas-Leute den Erfolg für sich reklamieren.«

Just das will auch das »Quartett« des Tony Blair, das in Jerusalem von Daniel Arghiros, einem Briten, repräsentiert wird: »Die Leute sollen das Gefühl haben, es habe sich etwas geändert.« Hat es? »Nicht im Kern. Dschenin hat vor der Intifada vom Arbeitskräfteexport nach und von den Konsumenten aus Israel

gelebt. Es kamen 7000 Autos pro Woche.« Noch immer dürfen keine Autos den Grenzübergang Gilboa passieren, nur Lastwagen. »Die Israelis zieren sich«, meint Arghiros. An die 120 Millionen Dollar seien insgesamt bewilligt, für bessere Straßen, Schulen, Krankenhäuser. Aber es knirsche in der Ausführung, Weder die Israelis noch die Abbas-Leute bemühten sich besonders auffällig darum, aus Dschenin ein »Schaufenster« zu machen.

Gräbt man tiefer, bleibt ein einziges Wort als Erklärung: Sicherheit. Die Israelis wollen, können nicht loslassen, und deshalb überlassen sie den Palästinensern Dschenin nur 18 Stunden pro Tag. Von Mitternacht bis sechs muss die Polizei sich zurückziehen, dann kommen die israelische Armee und der Geheimdienst Schabak, durchsuchen Häuser und verhaften Verdächtige. Das heißt: Die Israelis bleiben die eigentlichen Herren von Dschenin.

Warum wollen sie nicht loslassen? »Die Palästinenserbehörde versucht zwar, die Terrorgruppen zu entmachten«, sagt Udi Dekel, der General, der bis vor Kurzem die Verhandlungen mit den Palästinensern leitete. »Aber nur halbherzig.« Also müssen die Checkpoints und Straßenblockaden bleiben und die Bevölkerung quälen? Dekel: »Jede Woche fangen wir einen oder zwei Selbstmordbomber auf dem Weg nach Israel ab.« Gleichzeitig fügt der General Überraschendes hinzu: »All diese kleinen Schritte sind fein, aber die Palästinenser müssen von uns hören, wie die Geschichte ausgeht« - sprich: mit einem eigenen Staat. Und was wird aus den Gilboa-Träumen? Wer durch den Übergang marschiert, kann tatsächlich nur träumen. Denn die Wirklichkeit bleibt harsch: stählerne

**Quelle: Die Zeit**

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Drehkreuze, Röntgenapparate,
Bombenschutzmauern, peinliche
Untersuchungen, ein Labyrinth der
Kontrollen. Kein Wandel ohne
Sicherheit, keine Sicherheit ohne
Wandel. Das ist der Teufelskreis.

Doch unsere drei Träumer glauben

fest an einen Engelskreis. Der
Gouverneur erinnert an die Berliner
Mauer: »Die ist nicht verschwunden,
weil die beiden Regierungen sie
demontierten, sondern weil das Volk
es wollte.« Und wer hätte 1986
geglaubt, sagt sein israelischer
Kollege von nebenan, »dass die

Mauer 1989 fallen würde«. Dann
tippt Eres Stein auf die Landkarte
aus 1001 Nacht: auf den Gilboa-
Übergang an der Straße des
Friedens, die in der Verlängerung
nach Marseille und Bagdad führt.

Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

